

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geuzel.

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 7

Sonntag, den 10. Januar 1915

33. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 10. Januar. Agathe
Montag, 11. Dignus
Dienstag, 12. Crisp. Prob.
Mittwoch, 13. Gottfried

Donnerstag, 14. Hilarius
Freitag, 15. Paul, Eins.
Samstag, 16. Marcellus.

1. Sonntag nach Dreikönig

Evangelium des hl. Lukas 2, 42—52.

Als Jesus zwölf Jahre alt war, reisten seine Eltern, wie gewöhnlich, zum Feste nach Jerusalem. Und da sie am Ende der Festtage wieder zurückkehrten, blieb der Knabe Jesus in Jerusalem, ohne daß es seine Eltern wußten. Da sie aber meinten, er sei bei der Reisegesellschaft, so machten sie eine Tagereise und suchten ihn unter den Verwandten und Bekannten. Und da sie ihn nicht fanden, kehrten sie nach Jerusalem zurück und suchten ihn. Und es geschah, nach drei Tagen fanden sie ihn im Tempel, sitzend unter den Lehrern, wie er ihnen zuhörte und sie fragte. Und es erstaunten alle, die ihn hörten, über seinen Verstand und seine Antworten. Und als sie ihn sahen, wunderten sie sich, und seine Mutter sprach zu ihm: Kind, warum hast du uns das getan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht! Und er sprach zu ihnen: Warum habt ihr mich gesucht? Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist? Sie aber verstanden die Rede nicht, die er zu ihnen sagte. Und er zog mit ihnen hinab und kam nach Nazareth und war ihnen untertan. Und seine Mutter bewahrte alle diese Worte in ihrem Herzen. Und Jesus nahm zu an Weisheit und Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.

*

Vor fünf Wochen bin ich in der Eisenbahn gefahren. Mir gegenüber und neben mir saßen zwei Frauen, die, wie ich aus ihren Gesprächen entnahm, aus demselben Dorf stammten, sich aber seit Jahren nicht mehr gesehen hatten. „Und denn dir“, sagte die eine, „Bürgermeisters Theres will ins Kloster gehen. Hoffentlich wird ihre Mutter ihr diese Gedanken austreiben. Eine Schande, das schöne Anwesen so verkommen zu lassen, wo sie das einzige Kind ist.“ So und noch kräftiger redeten die beiden Frauen über Kloster und Familie und Heiraten. Sag einmal, ist nicht auch in deiner Familie, in deiner Verwandtschaft ein, das Klostergedanken hat, oder gar schon im Kloster drin ist, und wurde nicht auch über sie ähnlich geredet? Ja, manch eine Klosterfrau hat viel mitmachen, hart leiden und tragen müssen, bis sie ihren Willen bekam und Schleier und Gürtel tragen durfte. Ich weiß von mehreren, die von ihren Verwandten noch an der Klosterpforte abwendig gemacht und mit List weggebracht werden sollten. Und das waren keineswegs glaubensfeindlich, unkirchliche Leute, sondern solche, die daheim immer zum Pfarrer hielten, die im Kirchenvorstand waren und beim Umgang den Himmel trugen oder eine brennende Kerze. Man fragt sich, wie es wohl kommt, daß der Klostergedanke oft so wenig Verständnis und Gegenkommen findet. Die Antwort darauf liegt in dem, was der Heiland im heutigen Evangelium sagte, als ihn seine Mutter fragte: Kind, warum hast du uns das getan? Da antwortete der Jesusknabe: Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist? Es ist das Geheimnis des Berufes, in das sich die Menschen mit ihrem so wenig nach oben gefehrten Sinn so schlecht finden können. Dieses Geheimnis besteht darin, daß wir dem Willen und Rufe Gottes entsprechen, wo und wann er an uns ergeht. Verstehst du jetzt, warum jenes Mädchen darauf besteht, ins Kloster zu gehen, obschon es die schönste Partie machen konnte, und die Freierleute einer nach dem andern heimziehen mußten? Der Ruf Gottes war an sie ergangen. Das sage ich dir: Wenn ein Mädchen auf das Leben im Elternhaus oder in der Ehe verzichtet und Klosterfrau werden will deshalb, damit sie's leichter habe und nicht so zu schaffen brauche, eine solche täuscht sich schwer. Warte nur mal ab, ehe ein Jahr vergeht, ist sie wieder daheim. Warum? Ei, weil ein ins Kloster noch mehr arbeiten muß als daheim bei Vater und Mutter. Erkundige dich nur, und wenn du Gelegenheit hast, mit einer Schwester darüber zu reden, frage

sie nur herzlich aus, dann wirst das ja hören. Arbeitsscheue, unfleißige Menschen kann man im Kloster nicht gebrauchen. Auf eine einzelne Nonne fällt oft eine Arbeitslast, wie sie in der Welt draußen von zwei oder drei geleistet wird. Das kommt daher, weil die meisten Klöster immer zu wenig Schwestern haben. In Dernbach auf dem Westerwald, dem Mutterhaus der armen Dienstmägde Christi, werden jedes Jahr an zwei Terminen jedesmal etwa 60—70 Jungfrauen eingekleidet. Aber das genügt bei weitem nicht, um überall Schwestern hinzuschicken, wo Niederlassungen bestehen und die Arbeit wächst. Die ehrwürdige Mutter hat mir mal gesagt, und wenn jedes Jahr 300 neue Schwestern eingekleidet würden, wüßte sie sofort, wohin mit ihnen.

Obschon also die Arbeit im Kloster, die körperliche sowohl wie die mit dem Kopf, für eine Schwester groß ist, und obschon jedes Jahr manche Schwester vor allzugroßer Arbeit krank wird und in früherem Alter sterben muß, immer wieder ergänzt sich die Schar der Beter und Arbeiter, immer wieder weckt der Herr in den Herzen opferfreudiger Menschen den heiligen Beruf und führt sie dahin, wohin er sie haben will, ans Krankenbett, in die Missionen, in die Schule zu Kindern, ins Spital, ins Waisenhaus, vor den Tabernakel zu ewiger Anbetung.

Und was hat denn so eine Schwester davon, so fragst du jetzt, wenn sie sich für ihr Leben in ein Kloster einschließt? Grad so hat auch Petrus den Heiland gefragt. Und kennst du auch die Antwort Jesu? Diese Antwort ist so schön und so ermutigend und befriedigend, daß sie zu dem schönsten gehört, was in der heiligen Schrift geschrieben steht. Ich muß dir die ganze Unterredung zwischen Petrus und Jesus herlesen. „Petrus sprach zu ihm: Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt, was wird uns wohl für ein Lohn dafür sein? Jesus aber sprach zu ihnen: Wer immer sein Haus, oder Brüder oder Schwestern, oder Vater oder Mutter, oder Weib oder Kinder oder Acker um meines Namens willen verläßt, der wird Hundertfältiges dafür erhalten und das ewige Leben besitzen.“ Das ist's also, was die Schwestern im Kloster hält, und was sie so gottergeben, so freudig und froh macht, daß sie mit niemand in der Welt tauschen möchten. Zwar haben auch sie Leiden und Heimlichungen, denn das Kreuz macht nicht halt vor der Klosterpforte, und manche Schwester trägt ein Kreuz mit sich ihr Leben lang, wie sie, wenn sie in der Welt geblieben wäre, wohl nicht schwerer zu tragen gehabt hätte. Aber die Verheißung des Herrn hält sie aufrecht und erleichtert die harte Last.

Wenn also das Berufsgeheimnis ein aus eurem Dorf oder aus eurer Verwandtschaft ganz gegen alle Erwartung ins Kloster führt, dann spottet nicht, sondern denke bei dir: Der Herr hat sie gerufen. Es wird nicht ihr und ihrer Verwandten Schaden sein. Und stelle dir vor, wie sie an euch alle die Worte Jesu vom heutigen Evangelium richtet: Wißt ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist? So eine Tochter des Hauses als Schwester im Kloster ist wie das heilige Feuer im Tempel zu Jerusalem, das immerdar brennen mußte als Zeichen der Dankbarkeit und der Veröhnung. Und habt ihr, in eurer Familie nichts zu sühnen, nichts gut zu machen, für nichts zu danken? Und das mußt du doch auch zugestehen, daß bisher nicht genügend gesühnt und gedankt wurde. Deshalb sei froh, wenn nunmehr jemand da ist, der freiwillig tut, worauf Gott nun unserer Dürze gibt es Gemeinden, die jedes Jahr das eine oder andere, oft mehrere zugleich dem Dienste Gottes am Altare als Priester oder Schwester im Kloster zuführen. Das sind die Kriegsfreiwilligen, die der Einlabung ihres obersten Herrn folgen und zum heiligen Kriegsdienst sich anwerben lassen und bereinst besondere Auszeichnung verdienen. Auf der anderen Seite gibt es wieder Gemeinden, wo seit undenklichen Zeiten weder ein Priester noch barmherziger Bruder, noch Schwester hervorgegangen ist. Es sind meistens nicht die wohlhabenden Familien, in denen ein Beruf zum Dienste Gottes groß wird. Denn das leichte Geldverdienen führt eher von Gott ab, als zu ihm hin. Oft herrscht bei den Leuten auch eine ganz falsche Vorstellung vom Leben im Kloster oder als Priester. Wo aber einmal ein klüger Anfang gemacht ist und ein Mädchen den Weg in die Stille und Heiligkeit des Klosters gefunden hat, da wirkt sofort die Macht des guten Beispiels und zieht eine nach der anderen nach und legt oft den Grund zu Glück und Wohlstand ganzer Familien und Gemeinden.

Herr, einen Stern!

Durch einen Stern hast du in Huld gerufen,
Das tief im Dunkel sehrend, suchend sah,
Durch einen Stern an deines Thrones Stufen
So manches Herz, das deiner längst vergaß.

Zur Streite, den der Neid uns aufgezwungen,
Und den wir blanken Schildes, Herr, besch'n:
Ringt mancher Held um Gies — ungedungen —
Der nicht verspürt der Gnade göttlich Bes'n.

O Kind der Güte, neige dich dem Armen
Mit deiner Gnade zwingenden Gewalt,
Daß, wenn der Tod ihn packt, auch dein Erbarmen
Ihm nahe ist in rettender Gestalt.

Daß er auf lichten, sel'gen Himmelsauen —
Wie hier ein Held — „ein Held des höchsten Herrn“;
O Kind der Gnade, segne mein Vertrauen,
Und send dem irren Bruder deinen Stern!
P.B.

Aus dem Schatz liturgischer Schönheit

Prophezeiung und Erfüllung:

„Den durch drei Wunderzeichen verherrlichten Tag begehen wir: Heute leitete ein Stern die Weisen zur Krippe Christi, heute wurde auf der Hochzeit das Wasser in Wein verwandelt, heute wollte Christus von Johannes im Jordan getauft werden, auf daß er uns erlöse. Alleluja!“

In diesem Einleitungskafforbe zum Magnificat der heutigen Vesper werden die drei Festgeheimnisse des Epiphaniestages angebeutet: die dreifache Offenbarung des menschengewordenen Wortes: an die Heiden, dargestellt in den hl. drei Königen, an die Apostel bei der Hochzeit zu Kana, an die Juden bei der Tauffeier im Jordan. Allein, die Offenbarung an die Heiden tritt in Messe und Offizium (Breviergebet der Priester) in den Vordergrund, und die Gläubigen sehen im heutigen Feste vor allem den „Dreikönigtag.“

In der Epistel zeichnet mit jubelnden Worten der Größte der Propheten, Isaias, den Völkzug des Heidentums, der heute mit den drei Königen beginnt, zum Heilande, zu seinem Stellvertreter im neuen Jerusalem, der Weltenkönigin Rom.

Es heißt Kap. 60, 1-6: „Mache dich auf, werde Licht, Jerusalem, denn es kommt dein Licht, die Herrlichkeit des Herrn geht über dir auf. Denn siehe, Finsternis bedeckt die Erde und Dunkel die Völker; aber über dir geht der Herr auf, und seine Herrlichkeit erscheint in dir. Es wandeln die Völker in deinem Lichte, und die Könige im Glanze, der dir ausgegangen. Erhebe ringsum deine Augen und schaue, sie alle versammeln sich und kommen zu dir; deine Söhne kommen von ferne, und deine Töchter erheben sich von allen Seiten. Dann wirst du schauen die Fülle, und dein Herz wird sich wundern und weit werden, wenn des Meeres Menge sich zu dir belehrt hat und die Macht der Heiden zu dir gekommen ist. Eine Flut von Kamelen wird dich bedecken, Dromedare aus Madian und Epha; aus Saba kommen alle, opfern Gold und Weihrauch und verkünden das Lob des Herrn.“

Eine herrliche Prophezeiung, die eine noch herrlichere Erfüllung fand!

Es ist freudvoll und tröstlich, einmal dem Siegeszug des Christkinds durch die Nationen nachzugehen. Der heutige Festtag läßt, mehr als ein anderer, dazu ein. Gefühle des Dankes und tatkräftiger Anteilnahme am Missionswerke der streitenden Kirche mag dieser Gang durch die Jahrhunderte in aller Herzen wecken, jama! die Kriegsbeute, so hoffen wir, auch in dieser Hinsicht neue, große Aufgaben stellen wird.

Von den Juden abgewiesen, traten die Apostel vor die Heiden. In den Heiden Syriens, Kleinasiens und Griechenlands fand das Christentum noch den Weg von Jerusalem aus; Paulus, der große Heidenapostel, ist der Führer dieses ersten Völkzuges. Dann schuf aber Petrus der jungen Kirche ein Zentrum, das vermöge seiner Stellung alle Augen auf sich lenkte — in dem weltbeherrschenden Rom. Von hier aus gingen die Riesenstraßen in alle Teile der damals bekannten Welt; während auf ihnen bisher nur die Waffe des Eroberers geklirrt und Schreden erweckt hatte, hörte man jetzt auf ihnen das Wort von der „leichten Bürde“ und der „süßen Last“, das leuchtendes Licht gewährte: der Schein des Kreuzes zuckte auf in Dorf und Stadt, in Ländern und Reichen. So zog Gallien (Frankreich), Spanien, Nordafrika und Ägypten, das Volk an Donau und Rhein dem neuen Jerusalem zu und wurde jubelnden Herzens aufgenommen, wenn auch der Verfolger Schwert und der Büttel Beil hineinschlitzte in den Siegesjubel des erstehenden Christentums. Da gab Konstantin der Große der reinigenden und belebenden Religion des Kreuzes die Freiheit, und in neuen weiteren Kreisen zog sie die Siegesbahn: England, Schottland und Irland wurden christlich, in die Hochgebirge Armeniens und Frans drang die neue Lehre. Von England zogen dann die großen Glaubensboten, an der Spitze Bonifatius, in die Urwälder Germaniens und stießen an der Grenze Böhmens zusammen mit den Aposteln des slavischen Volkes, Cyrillus und Methodius. Dann sandten sie ihre Schüler, wie Ausgar und Rembert, in die nordischen Reiche und

auch da wurde es Licht und froh. Wie der Name des Erlösers immer höher in die eisigen Regionen des Nordens hinaufstieg, so drang er auch immer tiefer hinab; in die Siedeleien der sonnenverbrannten Söhne Afrikas: die Nilländer und Abessinien, die Gebiete am Euphrat und Tigris nahmen das Christentum auf. Als dann mit der Gründung der beiden großen Bettelorden der Missionsgedanke neuen Jüdstoff erhielt — der hl. Franziskus nahm ein eigenes Gebot hierüber in die Regel auf — zogen Franziskaner und Dominikaner in die weiten Steppen Asiens: sieben Bistümer gründeten die Minderbrüder unter den „Söhnen der Mitte“. Und wenn auch an einer Stelle das Kreuz wieder niedergefallen wurde, erhob es sich an zwei anderen. Mit der Entdeckung der neuen Erdteile fand auch das Christentum neue Wege. In Amerika erhob sich bald das Kreuz von den Quellen des Mississippi bis zu den Bogen des Rio del la Plata. Diesem mutigen Vorbringen in der neuen Welt folgte bald das heldenhafte „Vorwärts!“ in die fernsten Teile der alten Welt; Indien erhielt einen Apostel.

Als dann des Menschen Geist und Dampfes Kraft
Erfindungsreich das Land zum Lande band,
Als des Erobrers, des Erforschers Fuß
Zu ungeahnten Völkern seine Wege fand:
Da trat zur alten Schar in edlem Streit,
Die neue, wie sie rief die neue Zeit.
Soweit des Menschen Hand die Rebe wirkt,
Um irdisch Glück an seinen Fleiß zu binden,
Dringt auch des Glaubens Eifer, für den Herrn,
Und für sein Kreuz die Ruhestatt zu finden;
Ja, weiter als die Welt ihr Schaffen drängt
Des Glaubens Keim die zarten Wurzeln senkt.

(Falscher Missionsfest.)

So ist wahr geworden: „Erhebe dich ringsum und schaue, sie alle versammeln sich und kommen zu dir; deine Söhne kommen von ferne, und deine Töchter erheben sich von allen Seiten.“ — Gerade hatte das Kaiserjubiläum in Deutschland neuen Eifer, neue Begeisterung geweckt, da greift das gewaltige Völkerringen auch in dieses Friedenswerk hinein — hemmend, hoffentlich nicht zerstörend! Hoffentlich bringt der blutige Kampf auch den Selben des Kreuzes, die fern der Heimat, im Kampfe steh'n, um Kreuz und Kultur und auch um deutsches Wesen, deutsche Art, reichen Gewinn, sodaß die „Prophezeiung“ noch mehr „Erfüllung“ wird! Und hoffentlich gibt der endliche Erfolg dem deutschen Volke die Möglichkeit, auch trotz der Kriegsoffer noch dem ein Opfer zu bringen, der die Schlachten lenkt, und dem die größte Ehre der erweist, der auch nur ein paar Seelen dem Siegeszuge einreicht, den die Epistel uns geschildert. Wenn dich, lieber Leser, am hochheiligen Dreikönigstage so recht das Glücksgefühl überkommt darüber, daß du schon in diesem herrlichen Triumphe schreiten darfst, dann bete, daß immer mehr wahr werde: „Deine Söhne kommen von ferne, und deine Töchter erheben sich von allen Seiten... und alle verkünden das Lob des Herrn!“
P.B., Franziskaner.

Der hl. Maurus, ein Mann des Gehorsams

(15. Januar.)

Der Mann des Gehorsams wird von Siegen reden!
Sprichw. 21, 28.

Der Gehorsam ist das Band der Gesellschaft! Je mehr dieser „Geist aus lichter Höhe“ in einer Vereinigung herrscht, desto fester steht sie da. Unsere Zeit ist dem Gehorsam nicht sonderlich hold. Im allgemeinen haben die „zentrifugalen Kräfte“, die Kräfte, die vom Mittelpunkt, vom Oberhaupte abstreben und für sich bestehen wollen, die Oberhand. Deshalb arbeiten alle einsichtigen Männer mit vollster Hingebung an der Stärkung des Geistes, der sich gern unterwirft, wenn ein Höherer, wenn höhere Mächte rufen, sei es nun in den großen Vereinigungen von Staat und Kirche oder in den engeren Kreisen von Gemeinde, Genossenschaft und Familie. Ein Heiliger, dessen Leben die Kraft und den Lohn des Gehorsams so offenkundig zeigt, ist der hl. Maurus, ein Schüler des hl. Benedikt.

510 aus vornehmerem Patriziergeschlechte in Rom geboren, wurde er mit dem zwölften Jahre schon dem großen Ordensvater von Monte Cassino übergeben. In das weiche Kindergemüt ließ sich leicht der Stempel einer eindrucksvollen Persönlichkeit einprägen — eine solche aber war St. Benedikt in allem. Einbrudsvoll und groß war sicher an ihm der Geist des Gehorsams, wenn er auch selbst als Abt dem Aeußeren nach mehr befohl als gehorchte, so mußte er gerade als Abt und Ordensstifter auf diese Fundamentaltugend des mönchischen Lebens hinweisen und den Geist des Gehorsams mehr zeigen als irgend ein anderer der Gemeinde. Und dieser Geist, der im Ordensleben das „Eine und Alles“ ist, der aber auch sonst von jedem gefordert wird und jeden glücklich macht, nahm St. Maurus gern und tief in sich auf. Dies zeigt ein Ereignis, das in seinem Leben so bekannt geworden ist.

An einem schönen Sommermorgen ließ Benediktus den noch knabenhaften Placidus, aus dem nahen See Wasser schöpfen. Die Vögel sangen so munter, die Blätter wehten so sommerlich über die Bogen und luden so gleichend zum Spiele, daß Placidus in einem Anfall von jugendlicher Laune beim Schöpfen der Vorsicht vergaß. Der Grund unter den Füßen wich, und mit einem Schrei sank der Wasserträger in die Kluten. Benedikt, der mit Maurus

am Ufer den Vorgang beobachtete und die Gefahr sah, befahl dem Begleiter zu helfen. Ohne Bedenken schritt Maurus ins Wasser. Aber, als sei es fester Boden, schritt er darüber hin, ergriff den Sinkenden und rettete den Genossen mit einem heißen Dankgebete sanken beide ins Gras; Placidus, weil er vom Tode errettet, Maurus, weil Gott seinen Gehorsam so herrlich belohnt, ihm und allen dadurch so eindringliche Lehre geben.

Wer so gehorcht wie Maurus, darf vertrauenden Herzens auch zum Befehlen gesandt werden.

Als der Bischof von Le Mans (Frankreich) vom hl. Benedikt auch Mönche für seine Diözese begehrte, wurde Maurus zum Abte dieses Klosters bestellt und mit mehreren Brüdern dahin gesandt. Als sie in Le Mans ankamen, war der fromme Oberhirte gestorben. Die Unterföhrung, die er den Brüdern versprochen, blieb nun aus, sodaß die Mönche, aller Mittel beraubt, wieder heimwollten. Doch Maurus, den der Gehorsam gesandt, blieb, auf den Segen des Gehorsams trauend; fand einen Schützer in Florus, einem angesehenen Hofbeamten des Königs Theodebert. So entstand die Abtei Mauseuil an der Loire, die Jahrhunderte segensreich wirkte und die Mutter vieler anderen Klöster wurde. So hatte Maurus, gehorchend ein Werk gerettet, das Tausenden zum Segen und zum Heile ward.

Als er 38 Jahre seinen Brüdern vorgestanden und auch ihnen den Geist der Unterwerfung, der hier beglückt und droben selig macht, zum köstlichsten Erbe hinterlassen hatte, siedelte er mit zwei Brüdern in eine Zelle über, die an der Kirche des hl. Martin zu Tours angebaut war; wo er am 15. Januar 583, dem letzten großen Ruf des Herrn gehorchend, selig entschlief.

Die Erfolge des Krieges verdanken wir dem Geiste, von dem das Wort bekannt: „Der König rief, und alle, alle kamen!“ Wenn dieser Geist auch nach dem Kriege im deutschen Volke heimisch bleibt, dann wird der reiche Gewinn, den wir hoffentlich machen, nicht schaden, im Gegenteil: uns für alle Zukunft größer und stärker machen! Und darum sollte man beten!

Das Herz des Gerechten denkt auf Gehorsam. (Sprichtw. 15, 28.)

Ich diene — und mein Lohn ist Frieden! (Fr. W. Weber.)
P.S., Franziskaner.

Der russische Feind

Von Paul vom Wildbach.

Alle Augenblicke hören wir im gegenwärtigen Kriege, daß es dem Einen und Andern nicht rasch genug vorangeht. Die Ungebildigen werden dann auf die gewaltigen Entfernungen hingewiesen, um welche es sich bei dem Kriegsschauplatz in Polen handelt. Und doch ist auch dies nur ein ganz verschwindend kleiner Teil des gewaltigen Länderkomplexes, der als europäisches Rußland in den Karten vermerkt ist; von Sibirien, dem asiatischen Rußland, welches an Umfang noch größer ist, ganz abgesehen.

Der Krieg spielt sich bis jetzt, abgesehen von den vorübergehenden russischen Einfällen im äußersten Ostpreußen und im östlichen Galizien, vollständig im russischen Polen, welches wie eine breit vorgestreckte Zunge aus dem altrussischen Kolos hervortritt: eine Zunge von 400 Km. Länge und etwa 370 Km. Breite in der Luftlinie. Der Kolos selbst mißt in seiner größten Länge, von Bessarabien südwestlich bis nach der nordöstlichen Grenze rund 3000 Km., und in seiner Breite von Petersburg im Norden bis Astrachan am Kaspischen Meer, im Südosten 1100 Km., wobei die Zugaben, wie Finnland, allerlei Inseln usw. nicht mal berücksichtigt sind. An Quadratkilometern umfaßt das europäische Rußland 4,8 Millionen, wozu noch 126 949 für Polen und 325 000 für Finnland kommen, also mehr als die Hälfte von ganz Europa, welches insgesamt 9,7 Millionen Quadratkilometer faßt. Das außereuropäische Rußland aber zählt noch weitere 17 Millionen Quadratkilometer.

Was das bedeutet, wird uns klar, wenn wir die entsprechenden Maße etwa von Frankreich daneben halten, welches in seiner größten Länge 973 und in seiner größten Breite 888 Km., an Inhalt aber

536 000 Quadratkilometer zählt. Es könnte in das europäische Rußland nicht weniger wie achtmal, in das Gesamtrußland aber 45 mal hineingesteckt werden. Alle nichtrussischen Staaten Europas zusammen gehen fünfmal in das europäische Rußland hinein.

An Einwohnern zählt das europäische Rußland 123 Millionen, wozu noch 18 Millionen Polen und 3 Millionen Finnländer kommen, das außereuropäische Rußland bringt dazu noch 32 Millionen, während Frankreich rund 39 Millionen zählt.

Aus diesen wenigen Zahlen schon ergibt sich die Bedeutung der Mahnung zur Geduld, wenn von dem Krieg mit Rußland die Rede ist.

Dazu kommt aber noch verschiedenes andere; der Mangel eines genügenden Eisenbahnnetzes, die nach europäischen Begriffen gar nicht zu beschreibenden Straßenverhältnisse, die gewaltigen Flüsse, welche das Land durchziehen und welche nur wenige Uebergänge und Brücken aufweisen, die Unfruchtbarkeit und Unwegbarkeit weiter Steppen-, Wald-, Sumpf- und Seen-Gebiete neben einzelnen, über alle Maßen fruchtbaren Strecken, und — was einst dem einzig bestehenden Siegeszug Napoleons ein Ende setzte — der lange und harte Winter Rußlands.

Gigantisch, wie das ganze Land, sind vor allem seine Flüsse, an ihrer Spitze die Wolga, zugleich der gewaltigste Fluß Europas. Dieser hat eine Länge von 3689 Km., und ist auf 3567 Km. schiffbar, während der Rhein im ganzen nur 1246 Km. lang und auf 1043 Km. schiffbar ist. Während der Rhein bei Düsseldorf etwa 400 Meter Breite aufweist, ist die Wolga bei Jarisin 8000 Meter breit, also 40 mal breiter als der Rhein. Nur in einem geographischen Punkte — von der Boesie und der geschichtlichen Bedeutung wollen wir absehen — ist der Rhein seiner russischen Kollegin über; während der Boderrhein 2344 Mtr. über dem Meerespiegel entspringt und seine Vereinigung mit dem Sinter-Rhein immer noch in einer Höhe von 568 Meter vollzieht, liegt die Quelle der Wolga auf der Waldaihöhe nur 210 Meter über dem Meer — ganz im Verhältnis zu dem langweiligen, verschwommenen Charakter des Landes, zu dem sie gehört. Das gewaltige Rußland steht nämlich, was Gebirge angeht, durchaus nicht auf der Höhe seiner Ausdehnung. Selbst der Ural, das höchste Gebirge des Landes, erhebt sich in seinem höchsten Gipfel Tal-poz-48 nur bis zu 1856 Meter, während der Jaila in der Krim 1541 Meter hat, also 1000 bis 1200 Meter weniger wie die Zugspitze, der höchste Punkt Deutschlands.

Außer der Wolga hat Rußland noch mehrere Flüsse, welche den Rhein an Länge übertreffen: Dnjpr 2139 Km., Don 1808 Km., Dwina 1220 Km., und mehrere, welche wenigstens eine größere Breite und einen größeren Wasserreichtum aufweisen.

Der für den jetzigen Krieg wichtigste Fluß ist die Weichsel, an Länge dem Rhein nur wenig nachstehend (1125 Km. gegen 1246 des Rheins), aber wegen ihrer gewaltigen Breite (an vielen Stellen 800 bis 2000 Meter), und wegen der stark wechselnden Wassermenge und vielfacher Inseln und Sandbänke in strategischer Hinsicht noch beachtenswerter als der Rhein. In großem Bogen fließt die Weichsel im Süden ostwärts der polnischen Zunge, dann mitten durch Polen hindurch, dann wendet sie sich wieder westwärts nach dem preussischen Thorn zu. So bildet also einen gewaltigen, nach Westen geöffneten Bogen, an dem die berühmten Festungen Zwangorod, Warschau und Nowogeorgijewsk die Wache bei den wenigen, aber um so wichtigeren Uebergängen halten.

Wehe der Armee, welche, wie die Franzosen an der Rappach, in diesen Fluß hineingetrieben würde! Ein Blick auf die Landkarte, und man versteht es, weshalb zuerst die Russen ihren Aufmarsch im Osten der Weichsel vollständig beendeten und dann erst so vorsichtig unterm Schutze ihrer großen Festungen den Uebergang wagten. Auch weshalb unter herrlicher Hindenburg zuerst so stürmisch bis zur Weichsel hin vorbrang, dann aber beim Anmarsch des Feindes unter Vernichtung der Wege und Eisenbahnen bis nach Schlesien hin zurückwich und dann, nachdem der Feind in den gefährlichen Flußbogen gelockt war, von Norden her den neuen Angriff ins Werk setzte: nicht nur um das Aufhalten der russischen Offensive handelte es sich, sondern im nur einigermaßen günstigen Fall, um die Vernichtung der ganzen russischen Millionenarmee.

Ist es ein Wunder, daß die Russen das Letzte einsetzen, um diesem Schicksal zu entgehen, und ist ein wenig Geduld bei dieser Riesearbeit nicht auch für diejenigen angebracht, die von Hindenburgs Feldherrngenie das Höchste erwarten?

Der Müller von St. Amand

14. Fortsetzung.

Roman aus dem Jahre 1815. — Von Franz Wichmann.

(Nachdruck verboten)

5.

Die winkenden Straußensfedern am Marschallshute Ney's versanken im wogenden Meer seiner Truppen.

Zum zweiten Male, seit man bei Quatrebras kämpfte, war um das Pferd unter dem Leibe erschossen worden.

Aber gleich wieder sah der unermüdete Fürst von der Moskwa auf einem frischen. Er hatte Versäumtes nachzuholen, es war nicht alles gegangen, wie es der Kaiser gewollt.

Sein plötzlicher lieberhafter Eifer, auf der Straße nach Brüssel vorwärts zu kommen, sollte nun wieder gut machen, was er als Feldherr gefehlt hatte.

Am Abend zuvor noch hätte er die Stellung von Quatrebras mit leichter Mühe nehmen können. Und jetzt, wo Napoleon ihn schon bei Marbais im Rücken Blüchers währte, hielt man ihn noch immer hier auf.

Anfangs hatte er es für ein bloßes Nachhutgefecht gehalten, das die zurückgehenden Engländer den Seinen lieferten, und in

Wahrheit waren ihm auch kaum 8000 Mann unter dem Prinzen von Oranien gegenübergestanden. Dann aber machte der zähe Widerstand den Marschall argwöhnisch, und mit der Vorbereitung eines nachdrücklicheren Angriffs verging eine weitere Stunde.

Sie genügte, den Herzog von Wellington selbst zur Stelle zu bringen und von seinen Truppen, die er bei Waterloo hatte halt machen lassen, immer neue Verstärkungen heranzuziehen.

Von Fleurus herüber donnerte das Geschütz des Kaisers und machte Ney von Minute zu Minute ungeduldiger. Aber je mütender er anließ, desto mehr verdächtete sich die Front des Gegners, umso hartnäckiger verteidigten Engländer, Hannoveraner, Braunschweiger und Niederländer den Bossu-Wald und die beiden Häuser von Quatrebras.

Es war 4 Uhr geworden, aber die Franzosen kamen noch immer nicht vom Fleck, und allmählich befestigte sich in ihrem Fährer der Glaube, die ganze feindliche Armee vor sich zu haben.

Da sah er den Stabschef Erlons auf der Straße von Brasnes heraneilen.

„Nun denn Ihr Korps immer noch nicht heran?“ fuhr er ihn ärgerlich an.

„Reilles Truppen versperren ihm vor Gosselies den Weg“, lautete die Antwort. „Erst gegen 2 Uhr kam der Graf dort an. Dann ist er gegen Nordosten abmarschiert.“

„Abmarschiert?“ erstarrte Ney das Wort im Munde.

„Gewiß. Eine kaiserliche Order befahl ihm, auf Brhe und Signy zu rücken, um den Preußen in den Rücken zu fallen.“

Der Marschall runzelte die Stirn. „Order des Kaisers? Wie ist das möglich! Das 1. Korps steht unter meinem Kommando und ich brauche es hier, um Quatrebras zu nehmen.“

„Das hätte gestern abend schon geschehen sollen“, bemerkte General Delcambre trocken.

Ney verbergte das Eingeständnis seiner Schuld unter einem polternd groben Ton. „Es muß ein Mißverständnis vorliegen, das sehen Sie doch selbst. Das feindliche Feuer verstärkt sich fortwährend, und werde ich hier geschlagen, so ist unsere einzige Rückzugslinie nach Charleroi verloren.“

Der Stabschef zuckte die Achseln, ohne zu antworten, und der Marschall, der ihn für überzeugt hielt, rief ihm in strengem Tone zu. „Reiten Sie sofort dem Grafen nach. Es ist mein unbedingter Befehl, hören Sie. Er soll auf der Stelle umkehren und sein Korps zu meiner Unterstützung heranzuführen.“

„Auf Ihre Verantwortung, Durchlaucht“, Delcambre warf sein Kopf herum und jagte davon.

Kaum war er fort, als der Fürst von der Moskwa über seine eigene Mühseligkeit erschraf.

Das Spiel war gefährlicher als alle früheren. Ein falscher Zug im Anfang und die Partie konnte für immer verloren sein.

Ein leises Grauen befiel den sonst so Unerfrockenen. Wie ein gespenstisches Bild tauchte vor seiner Seele das Standgericht auf. — Für den zweimal Abtrünnigen gab es keine Verzeihung. Und Verräterlos war der Tod.

Ah, der Tod. Tausendmal hatte er ihm ins Auge gesehen und immer war er ihm vorbeigegangen! Der Marschall schüttelte die lärmenden Gedanken ab. Was fürchtete er denn? Alles konnte ja gut gehen. Sobald Erlon ihm zu Hilfe kam, schlug er die Engländer aus dem Felde, und dann ließ sich des Kaisers Wille immer noch erfüllen. Je später man sich auf die Preußen warf, desto näher der Vernichtung mußten sie sein.

Die kurze Schwäche war überwunden, Ney wieder der „Tapferste der Tapferen“.

„Der Herzog hat sich um das Doppelte verstärkt“, meldete Colbert, der Chef der Garde-Lanciers.

„So werfen wir ihn mit doppelter Stärke nieder“, rief er, sprang vom Pferde und stellte sich selbst an die Spitze des Fußvolks.

Die Meldung einer Ordonanz des Prinzen Jerome schien von guter Vorbedeutung. Derselbe ließ sagen, daß er endlich den Nachhof Pierrepont genommen und jetzt gegen das Bossu-Wolz vorgehe.

In dichten Massen, von wütender Entschlossenheit erfüllt, rückte die französische Infanterie heran. Kaum aber hatte sie einige hundert Schritte zurückgelegt, als die Chasseurbrigade Pires und Kellermanns Lanziers, von den englischen Biereden abgeprallt geschlagen zurücksluteten.

„Rehren Sie um, versuchen Sie's noch einmal“, rief Ney wütend den Reitergenerälen zu. „Ich folge Ihnen mit dem gesamten Fußvolk.“

Nur zögernd gehorchten sie, denn immer neue Reserven schob Wellington vor und sein Geschützfeuer ward mit jeder Minute gewaltiger.

Der Marschall wollte eben das gegebene Versprechen erfüllen und seine in Unordnung geratene Infanterie von neuem in Marsch setzen, als in vollem Galopp ein Reiter heransprengte.

Ney stupte beim Anblick der Uniform. Milhauds Kürassiere befanden sich beim Kaiser. Die Ordonanz konnte also nur von dorthier kommen. Im Augenblick, da der Offizier sein schweißtriefendes Pferd parierte, erkannte er ihn.

„Ah, — Sie, Vilain, — freut mich, daß meine Empfehlung —“

Renand verbeugte sich nur kurz im Sattel, seine Miene brühte die höchste Eile aus. „Direkte Order an Sie, Durchlaucht.“

„Vom Kaiser?“ fragte Ney, und die Unsicherheit seiner Stimme verriet, daß er sich nicht wohl bei der Sache fühlte.

„Milhaud wählte mich aus, dies Handschreiben zu überbringen.“

Die Stirn des Marschalls legte sich in schwere Falten, als er das überreichte Billet erbrochen hatte. Sein vom Kampfeiseifer rotes Gesicht vermochte nicht zu erlassen, aber man sah ihn deutlich die Farbe wechseln, während er las:

„Manöverieren Sie auf der Stelle so, daß Sie die Rechte des mir gegenüberstehenden Feindes unwideln. Das preussische Heer ist verloren, wenn Sie kräftig handeln. Richten Sie sich, ohne eine Minute zu zögern, gegen St. Amand und Brhe. Das Schicksal Frankreichs ist in Ihren Händen.“

Und dann noch eine Nachschrift.

„Die Entscheidung liegt bei mir. Was bei Quatrebras geschieht, ist nebensächlich. Wenn Sie aber durch irgendeine Situation verhindert sind, so schicken Sie die Order sofort an Erlon. Sie muß absolut vollzogen werden.“

Ney geriet in furchtbare Aufregung. Verzweifelt blickte er umher. Wollte denn keine dieser englischen Kugeln seine Brust durchbohren. Jetzt kam die ganze Verantwortung auf ihn!

„Natürlich bin ich verhindert“, rief er, außer sich mit dem Degen in der Luft herumfahrend. „Und Erlon hat Befehl, zu mir zu stoßen.“

Der Major, der die Wichtigkeit seines Auftrages kannte, erschraf. „Um Himmelswillen, Herr Marschall, machen Sie die Order rückgängig.“

„Vor einer halben Stunde schon habe ich sie durch General Delcambre abgesandt.“

Er kann den Grafen noch nicht erreicht haben. Vielleicht ist es noch Zeit.“

„Es muß versucht werden“, entschloß sich Ney.

„Jetzt, Major Vilain, zeigen Sie Ihre Reiterkünste.“

„Ich, — ich selber soll . . .?“ — fragte Renand bestürzt über den neuen schwerwiegenden Auftrag.

„Sie wissen, ich kann hier niemand sonst entbehren.“

„Aber wo soll ich den Grafen finden?“

„Er ist von Gosselies nordöstlich marschiert. Reiten Sie quer durch Moor und Heide der Römerstraße zu, um Delcambre den Vorsprung abzugewinnen und nehmen Sie des Kaisers Schreiben mit. Meine Order hat keine Geltung mehr.“

„Aber wenn sie der Graf bereits erhalten und ausgeführt hat?“

„So muß er nochmals umkehren. Vorausgesetzt, daß es nicht zu spät ist. Darüber muß er selbst entscheiden. Ich habe meine Schuldigkeit getan.“

Das schicksalsschwere Billet ergreifend, sprengte Renand ohne eine Wort der Erwiderung in südlicher Richtung davon.

Kostbare Minuten hatte der Aufenthalt geraubt. Sie waren nicht mehr einzubringen.

Auf das Wort des Marschalls vertrauend, hatten die beiden Reiterführer sofort mit dem neuen Angriff eingesezt.

Aber die versprochene Hilfe des Fußvolkes blieb aus.

Vom rollenden Salvenfeuer der feindlichen Karrees zurückgeschlagen, jagten die dezimierten Regimente rückwärts, noch ehe die Infanterie an den Feind kam.

Es war acht Uhr geworden, als Wellington, im Vertrauen auf seine allmählich angewachsene Uebermacht, zur Offensive überging.

Ney hatte seine ganze Latkraft wiedergewonnen und alles vorbereitet, um ihm einen heißen Empfang zu bereiten. Aber doch erschien es ihm als ein Glück, daß die einbrechende Dunkelheit schon nach kurzer Zeit dem Gefechte ein Ende machte.

Hunderte von Wachtfeuern loderten auf, unbeweglich standen die Posten beider Heere sich gegenüber, und zwischen ihnen, unbekümmert um alle Dandel dieser Welt, schliefen, gleich bunten Blumen im Aehrenfelde, die Toten.

*

Bekändig von der Angst gequält, von Jacques oder anderen umherstreichenden Soldaten überrascht zu werden, hatte Marthe die kurze Sommernacht hindurch fast kein Auge geschlossen. Gegen Morgen erst übermannte sie die Müdigkeit und warf sie in einen bleischweren Schlummer.

Als sie erwachte, stand der helle Tag am Himmel, aber auch jetzt noch wagte sie nicht, ihr schühendes Versteck zu verlassen.

Datte der Posthalterssohn die Nacht in dem benachbarten Gehölze zugebracht, so konnte er immer noch auf einsamen Wegen mit ihr zusammentreffen, und es war besser, sie wartete.

Schließlich aber zwangen sie Hunger und Durst dennoch, die elende Hütte zu verlassen, und nachdem sie ängstlich die nächsten Wäldränder abgesehen, begann sie ihren Weg in der gestern eingeschlagenen Richtung fortzusetzen.

Von einem Weg indessen war lange Zeit keine Rede. Auf's Geratewohl suchte ihr Fuß die gangbarsten Stellen in Moor und Heide, mußte immer wieder Tümpel und feuchte Flächen umgehen, und Stunden verrannen, ohne daß sie recht weiter kam.

Der Sonne nach war es schon Nachmittag geworden, und wenn nicht alles täuschte, konnte sie höchstens St. Amand zur Rechten haben.

Einen Augenblick schwankte sie, ob sie nicht dorthin in den Schutz der Thren zurückkehren sollte. Schon wollte sie dem plötzlichen Impulse folgen, als ein dumpfes Donnern sie aufschreckte. Sie kannte es seit gestern. Der Himmel war licht und klar. Es konnten nur Kanonen sein.

Und jetzt ließ sich das gleiche schütternde Krachen auch vor ihr zur Linken hören.

Neue Schlachten waren im Gange und sie befand sich mitten zwischen ihnen! Das ließ sie den schon gefaßten Entschluß schnell wieder verwerfen. Kämpfte man wirklich bei St. Amand, so durfte sie kaum hoffen, die Thren noch anzutreffen. Sie würden die Mühle verlassen haben und gestochen sein.

Aber war es zur Linken denn besser? durchsuchte es sie. Auch dort, wo die Straße von Frasnes nach Genappe sich hinzog, die sie über kurz oder lang erreichen mußte, schien eine heftige Schlacht zu toben und Sicherheit bot allein das weite, öde Gelände, in dem sie sich befand. In dem sie verschnachten mußte, lagte sie in Gedanken hinzu. Und plötzlich nahm Kleinmut und Verzweiflung Besitz von ihrer Seele.

Erst ein Gebet gab ihr neue Kraft, und entschlossen vorwärts schreitend, entdeckte sie endlich die Spur eines Weges.

Die deutlich ausgeprägten Räderfurchen führten auf einen kleinen Wald zu, und Marthe sah, daß er durchschnitten werden mußte, denn rings breiteten sich unwegsame Sümpfe aus.

(Fortsetzung folgt.)